

Präsident i. R. D. Dr. Wilhelm Hüffmeier

Vorletzter Sonntag im Kirchenjahr, 18. November 2007, 10 Uhr

Predigt über Jeremia 8,4-7

Liebe Gemeinde,

„Mein Volk“ – das kann man wohl auch mit einigem Stolz aussprechen. Als ich vor langen Jahren in Berlin Theologie zu studieren begann, erzählte ein Student höheren Semesters von einer Diskussion zwischen Studenten der Theologie und der Philosophie im Beisein des berühmten Philosophen Martin Heidegger. Der sei beeindruckt vom hohen Niveau des Gesprächs gewesen, ihm sei aber unklar geblieben, von welcher Fakultät die hervorragenden Beiträge kamen. „Das sind meine Leute“, klärte ihn stolz der Theologieprofessor auf. „Meine Leute“, „mein Volk“ oder, während der Fußballweltmeisterschaft im vorigen Jahr, einfach „Deutschland“ – das kann mit Freude und Wonne gesprochen sein.

„Mein Volk“, so heißt es auch in unserem Text. Und der, der es sagt, ist Gott. Doch wir merken sofort, dass das nicht im Hochgefühl des Wohlgefallens und der freudigen Identifikation gesagt ist, sondern aus tiefer Enttäuschung. Fast wie ein Schmerzensschrei klingt es: „Mein Volk will mein Recht nicht wissen“. Sicher, das ist lange her, ca. 2600 Jahre, und wir sind nicht das Volk, zu dem das gesagt ist.

Dennoch: Erlaubt sein muss die Frage schon, mit welchen inneren Gefühlen der liebe Gott auf sein Christenvolk heute blickt. Die Perspektive jedenfalls ist spannend. Berichte zur Lage der Kirche geben Bischöfe und Vorsitzende von Gemeindegemeinderäten und Domkirchenkollegien, auf jeden Fall aber die Presse landauf, landab. Besorgte oder erfreute, deprimierte oder begeisterte, kritische und bestätigende. Wie aber, liebe Gemeinde, sähe ein Bericht des lieben Gottes zur Lage der Kirche, dieser Gemeinde oder gar der ganzen Nation aus – in Jeremias Zeiten war das noch eine Kirche und Nation? Oder ganz persönlich – zu Ihrer und meiner Lage? Ungewöhnlich ist diese Perspektive schon deshalb, weil es sonst häufig umgekehrt läuft. Sonst stehen eher der Gott und sein Verhalten auf dem Prüfstand. Und dabei sind es keineswegs nur die Gottlosen wie Richard Dawkins mit seiner Gottesleugnung und -beanstandung die Wortführer, es können sich auch Glaubende mit ihren Enttäuschungen zu Worte melden.

Die Bibel, liebe Gemeinde, kennt solche fromme Gottesbeanstandung auch. Das ist Hiobs Geschick. Und wir alle haben immer wieder daran teil. Aber das ist nicht die Perspektive unseres Textes. In ihm blickt nicht der enttäuschte oder verzweifelte Mensch zu Gott, sondern Gott blickt auf sein Volk. Dass er das auch mit Humor tun kann, nun, das weiß die Bibel auch – und ehrlich gesagt, ich sehe ihn häufig lachen oder zumindest lächeln bei so manchen geschmacklichen Verirrungen in der Ausstattung von Gemeindehäusern und Kirchen, bei dem Moralismus der Überfrommen, textilen Wunderlichkeiten unter Theologen aller Konfessionen oder bei Auftritten auf den Jahrmärkten der Eitelkeit, die es ja auch in der Kirche gibt. Die eigenen Fehlgriffe selbstverständlich eingeschlossen.

Aber nicht wahr, alles hat seine Zeit. Auch das Lächeln Gottes. Und der, der die ewige Liebe ist, weiß, wann es Zeit zum Lachen ist und wann Zeit, das Rechte vom Unrechten, das Gute vom Bösen zu trennen. Solche Zeit ist gekommen, wenn seinem Volk Unheil droht. Da muss Tacheles geredet werden. Insofern gehört, wir haben heute auch den Volkstrauertag, unser Text eigentlich fast noch mehr in die Jahre 1933ff. als in unsere Gegenwart. Aber da wollte

ihn kaum jemand hören. Und es trat ein, was Jeremia einem tauben und blinden Volk prophezeit hatte: die Katastrophe, an der wir noch heute tragen.

Nicht, dass die Liebe mit der harten Rede aufhörte. Im Gegenteil, wirkliche Liebe ist etwas anderes als bloße Güterzigkeit, die alles hinnimmt und still verzweifelt erduldet. Niemand, der liebt, kann sich damit abfinden, dass die Person, die er oder sie liebt, wie ein auf dem Schlachtfeld durchgehendes Kavallerieross, um das Bild des Textes zu gebrauchen, in sein Verderben rast. Vielmehr gilt, was der Kirchenvater Augustin trefflich so ausgedrückt hat: „Übelwollen redet nach dem Munde, die Liebe schlägt zu“. „Der Freund gerät in Zorn und liebt, der getarnte Feind schmeichelt und hasst“.

Und seht: Deshalb sollte auch die Christenheit einem zornigen Freund den Vorzug vor einem schmeichelnden Feind geben. Mit dieser Regel kann man sich auch manche Kirchenkritik, ja sogar eine ehrliche Gottesbeanstandung anhören und sich das Berechtigte daran zu Herzen nehmen.

Was aber sagt der liebe Gott in seinem Bericht zur Lage von Kirche und Nation, was sagt er zu jedem und jeder Einzelnen? Ist es so, dass Sie und ich gerade den falschen Gottesdienst feiern, wie Jeremia sagt, oder nehmen wir an einem der schönen und wahren Gottesdienste im Hause des Herrn teil, von dem der Psalm 27 redet? Was wäre der Prüfstein für Sie und mich? Eine starke Freude an Gott und seinem Wort, auch wenn es schmerzt, ein Gewinn an Gottes- und Menschenliebe, die Selbstliebe eingeschlossen?

Wenn wir Jeremia folgen, müsste z. B. morgen jemand zu Ihnen oder mir sagen: Du bist so anders, positiv anders geworden in dem, was du sagst und wie du's sagst und in dem, was du tust und unterlässt. Einen Prüfstein muss es jedenfalls geben, damit es mit uns nicht geht wie in der berühmten Fischpredigt des heiligen Antonius:

„Die Predigt geendet / ein jeder sich wendet. / Die Hechte bleiben Diebe, / die Aale viele lieben, / die Krebse gehen zurücke, / die Stockfisch bleiben dicke /, die Karpfen viel fressen, / die Predigt vergessen.“

Da sind doch die Turteltaube, die Schwalbe und der Kranich, die Zugvögel, die instinktiv wissen, wann es Zeit ist umzukehren, bessere Vorbilder. Doch weiter: Stimmt es, dass wenn Gott in sein Volk, in dich und mich hineinsieht und –hört, nur Unwahres, nur Lug und Trug findet? Sind auch wir die, von denen es heißt, sie bereuen ihre Bosheit nicht und sie sprechen nicht zu sich. „Was habe ich getan, was habe ich da gesagt?“

Ach, liebe Gemeinde, diese Fragen, wie es mit uns steht und mit unserer Fähigkeit, uns selber zu erkennen und Fehler vor Gott und vor anderen zuzugeben, diese Fragen muss und soll jeder und jede selber für sich beantworten. Nur, zu lange sollten wir nicht warten. Eine Frage jedoch bleibt für uns alle: Wissen wir wirklich nicht das „Recht des Herrn“ und was es heute bedeutet? Recht des Herrn – das sind ja die 10 Gebote.

Ich weiß ja, die 10 Gebote sind längst keine selbstverständliche Definition des Guten und Rechten mehr, von ihrer Praktizierung ganz abgesehen. Sie waren es wohl nie. Kürzlich gab es in der Reihe „Tacheles“ bei Phoenix eine Diskussion über die Frage „Müssen die 10 Gebote neu geschrieben werden?“ Die Diskutanten, Christen, Agnostiker und Atheisten, konnten sich relativ schnell darauf einigen, dass die Substanz dieses göttlichen Rechts auch im Bewusstsein der Menschen unserer Zeit wieder zu finden ist, entsprechend der Regel „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut ihnen

auch“. Nur sollten die 10 Gebote heute um die Stichworte Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung ergänzt werden. Ein weites Feld, ich weiß, aber ein Feld, auf dem wir uns auch zu Hause immer bewegen und auf dem die Zukunft der Welt mit entschieden wird.

Ein tiefer Unterschied brach dann allerdings im Verständnis der 10 Gebote auf. Die Christen wiesen darauf hin, dass die drei ersten, also die auf Gott bezogenen Gebote und die übrigen das menschliche Miteinander betreffenden, eine unzertrennliche Einheit bilden. Für den Christen hänge alles an der Zusage „Ich bin dein Gott, der dir Freiheit geschenkt hat“. Die Nichtchristen hingegen hielten die Gebote der sog. 1. Tafel für überflüssig. Es ist deshalb ja auch kein Zufall, dass es die Kirchen sind, die gegen die Aushöhlung des 3. Gebots, des Feiertags- und Ruhegebots durch den Kommers klagen.

Ach, liebe Gemeinde, nun haben wir uns im Kreis gedreht und sind wieder am Anfang angelangt. Doch ein starker Zirkel. Denn nun heißt es statt enttäuscht „Mein Volk“ sehr persönlich und liebevoll „Ich bin dein Gott“. Angesichts unseres problematischen Alltags hätte der liebe Gott wohl häufig Grund von uns so zu reden, wie es mal in einer radikal-linken Kreisen über unser Land hieß: „Nie wieder Deutschland“. Aber er lässt das Werk seiner Hände nicht, er lässt auch von uns nicht.

Wie schön, wenn er sich dann uns gegenüber so verhalten könnte wie jener Mann, mit dem ich vor langen Jahren auf einer Bahnfahrt ins Gespräch kam. Er erzählte mir von sich und seinen Kindern, mit einer Mischung von Stolz und Sorge und Enttäuschung, und dann zog er plötzlich aus der Brieftasche ein Foto heraus und strich zärtlich darüber und sagte: „Das ist meine Familie“.

Angesichts dessen, was der himmlische Vater mit uns, mit seinem Volk, seiner Familie, erlebt, kann sein Bekenntnis nicht immer zärtlich klingen, häufig wohl eher wie das englische „right or wrong, my country“. Ich denke, so blickt Gott auch auf dich und mich, wenn er nicht gerade lächelt. Nicht dass damit das Richtige und das Falsche vergleichgültigt werden. Deshalb sollten wir ihm antworten, wie du für mich, so ich für dich. Das, liebe Gemeinde, bedeutet oft genug: Umkehr. Manchmal sehr radikal, manchmal reicht schon ein Wort. Amen.